

DAS PRINZIP DER SPARSAMSTENERKLÄRUNG

ODER: IN HILDESHEIM VERBOTEN





Failure Notices

„Ich liebte den Geruch des Borschtschs.“

F. B.

„Muss es unbedingt dieses Heft sein? Die Gelben Seiten sind auch umsonst.“

L. F.

„Tinder statt Kinder!“

L. H.

„EKxWV-ANANNAM:dwXKh6JnK“

E. K.

„  !“

M. M.

„Was bitte ist das Prinzip der sparsamsten Erklärung?“

P. P.

Inhalt

SEITE 4

JONIS HARTMANN // <i>Prosaminiaturen</i>	SEITE 5
DANIEL THOMÉ // <i>Untage</i>	SEITE 7
FLORIAN TENK // <i>ÆN D.</i>	SEITE 13
FELIX J. FUCHS // <i>Die Finsternis, die folgt</i>	SEITE 17
ALKE STACHLER // <i>3 Prosaminiaturen</i>	SEITE 26
EMMANUEL HÉMAN // <i>Am Eisweiher</i>	SEITE 28
MICHAEL DIETRICH // <i>Der Uhrmacher</i>	SEITE 31
DÉSIRÉE OPELA // <i>Ohne Titel</i>	SEITE 38
SIMONE BAUER // <i>Exit Wounds</i>	SEITE 45
HENDRIK BLOEM // <i>Die Amnetischen Tage 1</i>	SEITE 50
IMPRESSUM	SEITE 54



Jonis Hartmann, Hamburg

depri

Ein asymmetrischer Mensch steckt sich vor der Tür eine Zigarette an. Durch den Straßenraum fegt der Wind Staub und Papier, die sich an seiner windabgewandten Seite ablagern. Daher die Asymmetrie.

Die Leute mit den fortschrittlichen Frisuren

Wenn die Post kommt, renn ich weg. Wenn der Bus kommt, renn ich hinterher. Und wenn der Frühling kommt, bau ich ein Haus, aber wenn ich hineingehen will, ist es zu klein.

Wie das zu umgehen wäre, weiß ich nicht, aber ich beobachte die anderen, die in ihre Häuser hineinpassen. Irgendwann werden sie es sagen müssen, wie sie das machen, warum sie keine Schwierigkeiten

haben. Und wehe es passt nicht in meine Meerschaumpfeife!

kille-kille

Du trägst Misteln in deinem Haar. Hinter deinem Ohr brüten die Kraniche, jeden Frühling sprießt es neu aus deiner Haut. Aber dein Hirn ist ein Wespennest. Kleine Arslöcher gebärend, die auf Raub aus sind und zu nichts nütze, nichts produzieren und vor Gier im Glas ertrinken.

Nein, ich mach doch nur Spaß. Die Kraniche brüten ganz woanders.

Mein Freund, das Ups

Ich lese in einem Buch, wie ein Mann ein Buch liest, in dem eine Frau ein Buch liest, das so grottenschlecht gewesen sein muss, dass sie nicht auf-



.....

hören konnte, darin zu lesen, denn es war von Außerirdischen verfasst, das glaubte sie, aber das glaubte ihr Leser nicht, der sein Buch schloss, um es nie wieder zu öffnen und sich überlegte, dass er schon viel zu viel Zeit damit vertan hatte, die er besser für andere Dinge investiert hätte, so etwas wie Laubharken in seinem verwahrlosten Garten, der ein Symbol für seine missglückten Versuche, ein Werk in seinem Leben zu hinterlassen oder sein Leben

zu einem Werk zu machen sein sollte, was ich als Leser auch nicht gelungen fand, aber andererseits dachte, das galt eigentlich auch ein bisschen für mich und ob ich mit solch einem Eingeständnis in diesem Augenblick jemandem, der große Augen und Hände hatte, dazu brachte, mein Leben wegzulegen, weil es auch grotenschlecht war oder ihn an sein verpfushtes Werk hier unten erinnerte, keine Ahnung. Ich las weiter.



Untage

SEITE 7

Daniel Thomé, München

Tagsüber war der Himmel blau, also waren seine Kacheln. Nachts quoll Heimsoeth in Taschen, die die Tage geworfen hatten oder es ergab sich ein Film; nichts wies auf nichts hin. Dann merkte Heimsoeth, dass er tatsächlich keine Ahnung hatte und sein Hirn auch nur ein feuchter Kehricht war. Kehr, murmelte er mitten in der Nacht, auf den Balkon getreten, kehr. Weg. Er holte sein Taschenbuch heraus und notierte allerlei Unrat hinein. Seit vielen Nächten war alles, was er notierte Unrat, der in Heimsoeths Taschen glomm. Klomm, sagte er in sein Taschenbuch. Er wartete auf den Schlussstrich, den jemand würde ziehen müssen; er wollte sich jetzt der Verantwortung entziehen, er war fällig, er schleuderte das Taschenbuch geekelt gegen sich, wo es abprallte, um auf dem Betonboden

zu landen. Nicht mehr zu verantworten; nach Strich kommt Faden, Freitag oder Perücke, dachte er, Trockenreinigung oder einfach ausbürsten, tot oder lebendig begraben lassen? Nach Strich kommt Faden, notierte er, kommen die Untage, im Tagebuch falsch verbucht. Er hob das Taschenbuch auf und umklammerte es wie ein Lenkrad, ging in die Küche und ließ sich ein Bier raus. Kann schon sein, dass ich am falschen Rad drehe, schrie er zweimal in den dunklen Fernseher. Nichts vollbrachte sich. Frauen sind weg, murmelte er dann und leiser: Kabel abstecken und übers Knie brechen. Über den Kamm scheren, abnehmen, jetzt. Er fasste den Fernseher ins Auge und schraubte sich schnaufend ein, den letzten halben Meter in der Kriechen. Lebens-



überschwang, sagte er sich, den Toten als Saufkumpanen getarnt in den Wagen tragen. Blickachsen kappen, ermahnte er sich mehrmals, Blickkappen ansetzen. Er setzte sich vor das aufgeschlagene Taschenbuch wie ans Steuer. Anlassen, sagte er sich, einfädeln. Dann stand er auf und telefonierte. Ein Laken über alle Lampen. Er wiederholte und dann arglos: Haben Sie einen Lakenzieher dabei? Ein Anschluss, sagte er sich, unterbunden. Jemand sprach ihm etwas ab. Querverbindung, sagte er sich. Zurückverfolgen, schrieb er sich ins Taschenbuch. Anhaltspunkt: Taschenbuch, notierte er darunter. Er ging ans offene Fenster und begann, die Zeilen auf einer Seite im Takt zweier Frauenschuhe auf dem Trottoir zu zählen. Die Zeile, an welcher er angekommen war, als das Intervall zwischen zwei Schritten länger war als die übrigen, unterstrich er mehrmals und las sie sich laut vor. Antwort-

tet, wie ich euch rufe Klaus Zettel, der Weber, las Heimsoeth, an den Rand kritzelte er UNTER DER TÜR DURCH GESCHOBEN und schob sich das Taschenbuch ein. Übers Knie brechen, jetzt. Tasche anziehen, an der Ampel zweimal stehen bleiben. Nicht so, bedeutete Heimsoeth und haute sich auf die Stirn. Die Ampel entzwei hauen, anhauen, dachte er; er funkelte. Es war Ende August und die Stadt lag am Rand von Heimsoeth und fuhr ihm übers Kinn. Einmal hielt er und ließ sich einen Lahmacun raus. Merkwürdig, sagte er in den Lahmacun, während er ging. Niemand hat mich gesehen. Er wollte Hunger haben, aber das trockene Lammfleisch ging ihm nicht richtig über die Lippen. Nicht richtig, ihr geht nicht richtig, falsch verbunden, schrie er und schleuderte den Lahmacun auf einen Mülleimer; Salatfetzen und Zweibelringe flogen auf. Ihr geht mir auf die Nerven, sagte



Heimsoeth und warf sich auf den Boden, als er ein leichtes Kratzen am Scheitel verspürte. Hinter einer Tür, sagte er sich. Jemand sprach ihn in Grund und Boden. Blut und Boden, am Ende des Gangs. Hinlegen, befahl Heimsoeth. Nicht hinsehen. Fassen Sie mein Mantelfutter an. Nicht hinsehen. Ausbürsten oder schon trockenreinigen? Er funkelte dem jungen Mann ins Gesicht, um herauszufinden, was dieser gegen ihn in der Hand hatte. Klaus Zettel, fuhr er ihn an, heißen Sie so? Der junge Mann gab Fersengeld. Fersengeld, notierte Heimsoeth in sein Taschenbuch, darunter: Kümmerling, hirntot, neunter Bezirk, neunundsiebzig Grad West, vierunddreißigste Straße Nord. Heimsoeth trat auf den Wedekindplatz und entdeckte eine nicht mehr ganz junge Frau, auf einer Bank zusammengekrümmt, die aus dem Gesicht auf ihr cremefarbenes gesprenkeltes Kleid blutete. Gegen ihre Schulter kauerte ein

bartstoppeligem Mann in einem dunklen Fleece, der mit offenem Mund schlief. Die Frau ist ein Anhaltspunkt, dachte Heimsoeth; ihr verfilzter Dutt oder Dutt oder Zopf und die floral, ja jugendstilig tätowierten Füße Hinweise auf ihre Versuche, ihr Leben als schön auszuliegen, dachte Heimsoeth, ungebunden, unkonventionell, aber jetzt ist es ja nicht mehr schön. Das Bluten zeigt ja, dachte Heimsoeth, in eine ganz andere Richtung, eigentlich alles. Hinlegen, dachte er. Er griff in seine Manteltasche und machte sich daran, die Frau in sein Taschenbuch zu übertragen mit rasch hingeworfenen Strichen. Frau am Rande einer sentimentalischen Ausbildung, betitelte Heimsoeth. Der Steinbrunnen hintergründete die Szenerie elektrisch, überdacht von Ahornlaub. Heimsoeth trat an die Bank und fragte die junge Frau, er erkundigte sich dabei beinahe stumm und mit Händen und hin-



und hergeworfenen Blicken, ob der Mann an ihrer Schulter überhaupt kapiere, was hier vor sich gehe. Die junge Frau erschrak nicht, als sie ihn bemerkte; sie nahm lediglich kurz die Hand aus dem blutenden Gesicht. Heimsoeth schlug das Taschenbuch auf und blickte hinein. Nee, sagte sie und zuckte die Schultern, wodurch der Kopf des schlafenden Manns aus der Schlaflage in ihren Schoß rutsche; sie deckte ihn mit der freien Hand zu, so, wie sie ihr eigenes Gesicht zuhielt, und schluchzte. Das ist mein Mann, sagte sie und begann, die gerötete stoppelige Haut zu streicheln. Anhauen, durchfuhr es Heimsoeth, anzeigen. Zigarette?, fragte er; die Frau zögerte. Heimsoeth legte seine L&M-Packung in sein Buch und hielt es ihr unter die Nase, von der noch immer das Blut tröpfelte, das ihre gepiercten Lippen und ihr Kinn schon krustig verschalt hatte. Hof an der Saale, presste die

Frau mit dem ersten Schwung Rauch heraus. Mitfahrgelegenheit. Jetzt seien sie auf dem Weg zu ihrem Geliebten, einem völlig gestörten, so die Frau, Ex-Bundeswehrsoldaten aus Kiel, der in Haidhausen wohne. Er könne ja mitkommen. Gierig sog Heimsoeth an der verbrauchten, aus der stinkenden Frau hereinflottierenden Luft. Sie verfügten in die U-Bahn und stiegen irgendwo in eine Nachttram, die sie über den Leichenbergring hinausfuhr. Die Frau stellte sich Heimsoeth als Karin vor, ihr Mann, den sie auf der Bank hatten schlafen lassen, heiße Andi. Zwei Jahre Spanien, sagte Karin, der Karren ist seit Hof im Eimer. Heimsoeth fühlte sich fällig. Im Haidhauser Mietshaus hielt ihn Karin an der Schulter zurück, als sie aus dem Fahrstuhl stiegen. Ich muss dir was verraten, schnarrte sie, er schreibt ein Buch. Afghanistan anderthalb Jahre. Er ist



so gut wie taub seitdem, auf mindestens einem Ohr, deswegen zieht er die Dunkelheit vor und gewisse Erinnerungen an den Einsatz in Betracht. Alles ist ihm entfallen und er schreibt einen Roman. Ich glaub's ihm nicht, aber er sagt, er schreibt einen. Sie legte den Finger auf die Lippen.

Sie klingelten, es wurde geöffnet und ein halbnackter Mann bat sie wortlos herein. Sie durchquerten einen dunklen Flur. Der Spion in der Haustür leuchtete ihnen im Rücken; in der Wohnung brannte kein Licht, aber auf der Zimmerdecke, über den ihre Schatten rutschten, lag der seifige Glanz der Straßenlaternen. Heimsoeth erkannte eine Schulterpartie und den Rand einer Glatze. An der Hirnrinde aufknüpfen, durchfuhr es Heimsoeth. Als der Gastgeber in die Küche verschwunden war, nahm er Karin zur Seite: Er will, dass ich mich aufschneide, flüsterte er. Fragen Sie ihn, was in sei-

nem Buch steht, sobald er zurückkommt. Aus der Küche rief der Liebhaber, wer will alles ein Bier? Pinot? Bulgarischen Weißwein?. Heimsoeth erstarrte. Sie hörten die Schritte des Liebhabers auf dem Parkettboden und spürten ein Glas Weißwein in den Händen. Der Wein brannte Heimsoeth unter den Nägeln. Nageln, dachte er; auf den Kopf hauen. An die Wand stellen. Heimsoeth erhob die Stimme und sagte: Er beabsichtigt seit einiger Zeit, dass ich mich umbringe. Er stellt zurzeit alles in Abrede. Sagen Sie ihm, dass ich ihn abschneide. Sagen Sie ihm, dass ich zum gegebenen Zeitpunkt bereits in ihm bin.

Heimsoeth pausierte mit dem nächsten von allen Seiten hereinquillenden Tagesgekröse in einem naheliegenden Park, die Augen rotgeädert, in einem Schwall Krähen, die einfach nur schrien, weil es wieder ein neuer Tag



war. Mit einem braunen Stück Hund, das auftauchte, brach die althergebrachte Gewohnheit über den mückigen, verquasteten, blauenden Park herein.

Heimsoeth stutzte; der Hund war groß und fleischig und trat anheimelnd heran, während der Besitzer unscharf in der Entfernung jenseits des Bachlaufs gründelte. Heran, sagte Heimsoeth - der Hund frohlockte; er atmete aus seinen tiefen lebenden braunen Augen, ebenerdige kurze Blicke atmend aus seinen Augen durchforschte er Heimsoeth inwendig und auswendig und erkannte was. Heim-

soeth erkannte seinerseits, wenn auch nur kurz und wie ein Nachbild, seinen versunkenen Französischlehrer im Gesicht des Hundes, die Ähnlichkeit expandierte blitzschnell, platzte und floss zurück in das wasserige Auge des Hundes. Der Hund war mit Heimsoeth inzwischen fertig; er war sich seiner Pflicht bewusst und wusste hundertprozentig, wie Heimsoeth tickte. Er fasste Heimsoeths Halsschlagader ins Auge und biss einigermaßen forsch drauflos, mit ziemlich gewöhnlicher hündischer Gründlichkeit.



Florian Tenk, München

Die Schaufel der Unruhe sticht und gräbt und beißt sich in die Matratze, die ich mit D. gerade teile. Noch nie waren zehn Zentimeter Abstand gleichzeitig zu viel und zu wenig zwischen zwei Menschen. Früher dachte ich noch, als ich zum ersten Mal das Bett mit jemandem geteilt hatte, ich habe den Himmel gesehen, früher als noch nicht so viele Gedanken unter meinem Bett vergraben waren, schwere und leichte. Als die Schaufel der Unruhe noch nicht unermüdlich gegraben hatte. Doch heute weiß ich, dass auch Vergrabenes nie nur vergraben bleibt. Und auch auf meinem Bett ist alles beladen, deswegen sind wir nicht bei mir. Meine Laken von zu viel Sommerschweiß getränkt, von vielen Nächten in denen ich D. nur gesehnt habe und am Kopfende, noch die kleine Blutspur, heimlich aus

dem knackenden Nachtinsekt gedrückt. Er sieht mich immer noch nicht an; ich schiele oft rüber, doch er sieht mich wie immer nicht an, und wenn er es in den seltenen Momenten doch tut, wenn wir uns Verabschieden und er gar nicht anders kann, ist es immer verstoßen, als sei ich nackt und Blicke nicht angemessen. Erwartung scheint mir jetzt das schlimmste aller Gefühle, es bringt alles auf einmal herbei, innerhalb weniger Minuten schwanke ich zwischen Vorfreude, Panik und nur kurze Zeit später denke ich doch, was ich auf diesem Bett eigentlich mache. Weiß er, dass ich bleiben würde? Er lehnt sich jetzt zurück, unwissend, dass genau dort, auch ein Nachtinsekt schlummert und streicht unruhig über das Emblem der Weinflasche, als wolle



er das Glas glätten und als er endlich, endlich seine Hände wieder freigibt, zurücklegt, wie vollendet, sind aus den zehn inzwischen zwanzig Zentimeter Abstand geworden. Kurz reckt er sich noch einmal, wie um linkisch den schmalen Spalt über seiner Jeans zu verdecken, der trotzdem noch zu viel Haut, Haare und Sex bedeutet hätte.

Ich weiß jetzt schon, zu Hause werde ich die Einsamkeit von dem Alleinsein wieder links und rechts nach meinem Bett auftrennen müssen.

Dabei ist es eigentlich einfach, ich bin nie alleine, wenn ich nicht alleine sein will und einsam, einsam bin ich auch nicht. So einfach, nie alleine, nie einsam. Doch es gibt früher oder später noch diese kalte Unzulänglichkeit, die über blanke Laken kriecht, wenn man plötzlich aufwacht und nicht mehr weiß, ob das Grau, erst nach weiß oder schon nach schwarz dämmert, wenn

die Wohnung leer und alle Worte von außen draußen bleiben sollen. Zwischen den Schultern reift schon der Löwenzahn und bald blasen die Samen durch die Wohnung, nicht mal die Schritte in die Küche schafft man dann noch, bis sich die Ersten von draußen schon an die Samen klammern und man alles wieder einsammeln muss.

Ich weiß, es ist gleich Zeit zu gehen. Ich seufze noch mein Glas leer, zehn gegen eins, von dem Wein, den nur ich trinke. Unerwartet bringen wir uns zum Lachen und wir lachen plötzlich das Lachen der tausend Jahre und ich schaffe es, seine Augen zu fangen. Zum ersten Mal heute. Er, und ich, dieser Gedanke reißt mich von hinten an den Fersen aus dem Kopf. Doch wohin ich nur sehe, sind alle Zweifel, wie schwitzende, dicke Hände im Raum. Unermüdlich ausgegraben von der Schaufel der Unruhe.



Wenn es die Hölle gibt, werden wir hier in diesem Raum zwei, tausend, hundert, achtzig Jahre nur noch diese händeringenden, schwitzenden Zweifel sehen.

Also sage ich nur rein Belangloses in den Raum, weil ich genauso wenig damit zu Recht komme, ob mir Zurückweisung oder Zuwendung entgegengebracht wird und ich denke

Jetzt

Und ich weiß, dass es nicht hierher gehört. Und mit diesem einzelnen Gedanken droht eine Welle in mich herein zu brechen, ich möchte gar nicht mehr aufsehen, schnüre meine Schuhe, schnell, er geht voraus zur Tür, das ist das Ende denke ich, doch er geht immer weiter, vor die Wohnung, sogar Stufe um Stufe voraus und als wir das ganze Haus verlassen haben und auf der Straße stehen, fühle ich mich empor gehoben und sehe zum ersten Mal alles klar von oben, doch nur kurz denn seine Umarmung berührt



meine Haare und mit einem Ruck bin ich
zurück und denke wieder

Jetzt

Und wie sich seine Augen vor Verwunde-
rung länglich nach unten verschieben,
verschiebt sich etwas in mir von unten
nach oben

und ich sage:

Obwohl ich weiß, dass es nicht hier her
gehört.

Doch wer bin ich schon zu wissen, wo
dieser Tage etwas hingehört.



Die Finsternis, die folgt

SEITE 17

Felix J. Fuchs, München

15 historische Miniaturen als Fortsetzung

„Sternstunden – ich habe sie so genannt, weil sie leuchtend und unverwandelbar wie Sterne die Nacht der Vergänglichkeit überglänzen.“

(Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit)

Es ist der Mensch nicht menschlicher als wenn er sich gegen die Ungerechtigkeit seines ihm auferlegten Schicksals stellt. Selbst wenn er scheitert. Dies scheint das Credo des Stefan Zweig gewesen zu sein, als er seine historischen Miniaturen unter dem Banner der „Sternstunden der Menschheit“ versammelte: Die weltbewegenden Momente, die ewiglich im Meer des schwarzen Vergessens und der Vergänglichkeit wie Seerosen blühend auf der Oberfläche schwimmen.

Gegen den chronischen Katarrh gleichförmiger, ereignisloser Geschichte setzt er diese Momente als Universalheilmittel menschlicher Größe. Selbst Balboas Hatz der Ureinwohner weiß er so noch etwas abzugewinnen. Kleine und große Tragödien wie Robert Scotts Tod am Südpol oder Wilsons Versagen nach dem Ersten Weltkrieg werden hier zur Sternstunde.

Das Bild ist attraktiv. Es will heilen. Aber Adorno hat Recht, wenn er in *Minima Moralia* schreibt: „Noch der Baum, der blüht, lügt in dem Augenblick, in welchem man sein Blühen ohne den Schatten des Entsetzens wahrnimmt“. Darum interessieren mich die Größe der Menschen und ihr Versagen im Angesicht der Finsternis, die alle Sternstunden umgibt. Das ist meine Ge-



schichtsschreibung, meine Fiktion als Wirklichkeit. Sie warnt, dass die Finsternis oft der Größe im Windschatten folgt, und zeigt Menschen, die die Geschichte verschlingt.

Als eine Sammlung von 15 historischen Miniaturen in der Tradition von Stefan Zweigs „Sternstunden der Menschheit“, schließt „Die Finsternis, die folgt“ an den Versuch an, die Wirklichkeit zu fiktionalisieren. Allerdings geschieht das nicht wie bei Zweig durch die Heroisierung des Menschen in einem nur scheinbar objektiven, sprachlich überstilisierten Text, sondern durch den fiktiven Blick von Nebenfiguren der historischen Handlungen. Chronologisch schließen die Miniaturen an Zweigs Erzählungen an und umspannen das ganze 20. Jahrhundert. Parsimonie veröffentlicht die komplette Reihe seit Ausgabe 10 (Feb. 2013).

Skizze der Miniaturen

1. „Der Anfang vom Ende“, Abstimmung über das Ermächtigungsgesetz, 23.03.1933
2. „Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu“, Der Tag vor der Reichspogromnacht, 8.11.1938
3. „Zerstörer der Welten“, Truman, Stalin und die Bombe, 26.07.1945
4. „Das gelobte Land“, Der erste Arabische Krieg, 30.11.1947
5. „Der Vorhang fällt“, Conrad Schumann und der Mauerbau, 15.08.1961
6. „Zapruder“, Lyndon B. Johnson und die Ermordung Kennedys, 22.11.1963
7. „Das Ende der Unschuld“, Die Ermordung von Benno Ohnesorg, 02.06.1967
8. „Schuld ohne Sühne“, Der Kniefall Willy Brandts in Warschau, 07.12.1970
9. „Der Mann, der niemals lebte“, Wie Stanislav Petrov still und leise die Welt rettete, 26.09.1983
10. „Blaue Augen“, Die Reaktorkatastrophe von Tschernobyl, 24.04.1986



11. „Der Fahrer ohne Befehl“, Mbaye Diagne und der Genozid in Ruanda, 31.05.1994
12. „Die Achse des Bösen“, Colin Powell belügt die UN-Vollversammlung, 05.02.2003
13. „Eine Leiche auf hoher See“, Die Kommandoaktion und der Tod Osama bin Ladens, 02.05.2011
14. „Der Tod des Gemüseverkäufers“, Der Beginn des Arabischen Frühlings und der Tod von Mohamed Bouazizi, 17.12.2010
15. „Vogelfrei“, Edward Snowdens Flucht, 20.05.2013

Epilog: „Le Petit Prince“

Und die Bosheit nahm an Kräften wieder einmal zu – Der Tag vor der Reichspogromnacht, 8.11.1938

Gewidmet an Tommy Dadmun

„Has William already gotten back to you?“

I don't answer right away. My thoughts and eyes follow the passing crowds on the other side of the café window. "No, he is somewhere in Poland. Or Paris. I lost track. I think the telegraph he sent me was actually from Paris. But he wanted to pass through here on his way to Poland. He's supposed to report on the 20th anniversary of the Polish Republic."

It happens quite easily that people lose track of you these days. I wonder who has kept and lost track of me.



"Well, at least Shirer gets to travel. For that I envy him. Hell, for that I envy you!" I can't remember how I ended up having Mick follow me around Berlin. He's a small fellow, so small he looks as if his suit is a size too large. He grins at me with disgustingly yellow teeth and draws on his cigarette.

"You envy me? Believe me, you wouldn't had you been at Teruel."

"Oh, come on! At least you saw some action in Spain, man. Didn't you even get to publish some stuff in The Bulletin?"

"Wasn't worth it. Philadelphia readers don't care about a civil war halfway around the world. Neither do the editors for that matter. Nobody wants to get dragged into anything in Europe."

"Then how'd you end up in Germany?"

"After bumping into Hemingway and Gellhorn and seeing those journalist bloodhounds in a hunting mood what was left of my appetite for war had been quenched.

That's when I asked the Chicago Daily News what they would think about having a man of their own in Berlin. Just for politics."

"And they just sent you here?"

"I knew one of their editors and he knew that I speak German and spent some time here before the economy went South in '29."

He smiles his dirty smile. The lustful glitter in his eyes disgusts me. "Quite the place, I've heard. Back then..." He makes an obscene gesture with his hands.

"Yes, indeed. And nothing left of it."

I signal the waitress, a young girl who had been eyeing us. She hurries over. "Do you need anything, sir?" Her English is almost flawless except for the funny way she pronounces the th. She beams at me.

"Die Rechnung bitte. Nur für mich. Der Herr bleibt noch," I answer drily. She



vanishes with an embarrassed blush on her cheeks, probably because I didn't answer in English.

"What did you tell her, Jack?" I don't get how he doesn't even speak a word of the language of the country he's in.

"I told her I'm leaving and you're staying."

I walk through the streets of Berlin, alone with my thoughts for a change. When you work abroad people think you get left in peace but instead one keeps finding annoying compatriots like that. Shirer I can tolerate, the man has style. I can easily imagine him to become our most important man in Berlin in the years to come. And on Hemingway I only formed an opinion in passing, although I didn't like him much. His friend, the Gellhorn girl, seemed nice and I might actually meet her again. When I said my farewell to them in Spain she said she'd

try to find me once she got around to going to Berlin.

Thinking about who I may or may not meet again here, I walk past a paper boy shouting something in my face. It echoes in my mind before it registers between the thoughts about Barcelona. SCHÜSSE IN PARISER BOTSCHAFT!

"Was hast du gesagt, Junge?"

"Schüsse in der Botschaft, mein Herr!" I buy his newspaper although I usually wouldn't even go near that filthy excuse for a print journal. Völkischer Beobachter. What a name. Only now I see that the boy is wearing a little brown uniform. He grabs the money I put in his sweaty palm and runs off, shouting at other passersby.

I quickly scan the article. Shots fired in Berlin embassy. Some secretary has been shot, vom Rath, and it hits me that I met him once in a gay bar, Notre Dame of Paris is what they called him.



.....

Almost got him to come to my hotel room with me. One Herschel Grynszpan shot him. Intended target seems to have been the ambassador. I wonder why it's such a big deal and scan the article again. He got shot by a 17-year old, Herschel Grynszpan. Jew. Grynszpan was a Jew. I drop the newspaper, with a sick feeling in my stomach and run back to my hotel.

I fly through the revolving door and before the concierge can say anything I shout at him: "Any telegraphs under my name? Under O'Bunion?"

The concierge hurries off into a back room, scared by my disheveled looks and the air of panic that I exude.

"O'Banion? Like the mobster," somebody asks from behind.

"No, my name is O'Bunion. Not O'Banion," I reply angrily. I expect one of Hearst's men who always harass me when I bump into them in the lobby. Instead I turn

to face a black uniform. "American?" the SS-officer inquires, offering me a cigarette as he steps up to me and leans against the lobby desk.

"Yes," I say and refuse the smoke as politely as I can.

"Why the hurry?" I realize I am drumming on the receptionist's desk with my fingers and pull my hand back a bit too fast. The SS-man has a lean face and everything about him looks as hard as a rock. His blue eyes, his crew-cut, his spotless black uniform and his boots. Oh, god, I think, I can see my face in them. "I..." But the concierge, who returns from the back room as suddenly as he vanished, cuts me short by handing me a telegram.

"Ihr Kontakt aus Paris, Mr. O'Bunion," he says, bowing to me, quite obviously trying to avoid eye contact with the SS-guy.



Before I can open it, the officer snatches the telegram from my hands, smiles at me and the concierge and slowly unfolds it. I am too stunned to protest, all too aware of my situation now. I look to the concierge for help but he gives me an I-won't-get-involved-here shrug. I can feel a layer of sweat forming between my skin and my suit.

"Let me help you," the man in black says and reads the telegram to me: "Jack-secretary at the embassy wounded-doesn't look good-shot by Jew-prepare for repercussions-inside talk of concerted actions." Then the man returns the envelope to me, pats me on the back with a smile, nods to the receptionist and walks out of the hotel. "Da kann ich nichts hinzufügen, O'Banion. Enjoy the show!"

Afterwards, I briefly talk to Tolischus from the New York Times on the phone in

the lobby. He sounds just as alarmed as I am. He says this might offer the pretext for something big. Next, I ring up my photographer, Stanley, and tell him to meet me over at my café. Something shatters and I duck and grab my hat before I can pinpoint the direction of the noise. "What just happened?"

I tell Stanley to just meet me at the café and hang up. The noise must've come from outside: glass bursting. On my way out I barely avoid a collision with our concierge who also wants to investigate the sound. We both get out of the hotel in time to see another brick stone fly through the window of the shoe store across the street. Two boys stand in front of the smashed shop windows, laughing. My face seems to look like a big question mark because the concierge points at the shop



sign that reads Mendelsohn Schuhe and says: "Juden." Jews.

With a cry the shop owner comes running out, armed with a broom, shouting at the two boys. People from all around start running towards the shop now and I feel some relief in the aggregation of witnesses. But instead of intervening, the gathering crowd just watches. Some whoop and cheer. Out of nowhere the paper boy from before shows up and spits at the shop owner and somebody else grabs his broom and struggles with him. An older, heavy guy pushes the shop owner and punches him in the face. That gets me out of my state of trance and I hurry towards them, shouting something in German. I grab the fat guy and pull him away from the owner who sits amidst the broken glass with blood streaming down his nose. A punch in the stomach sends me sailing towards the pavement. Somebody shouts Arschloch as I hit the

street and kicks me in the back. For a second I meet the eyes of the owner and we both don't know what to do. Then he gets pulled to his feet and smashed headfirst into a lamppost. He doesn't get up, but I try. I see a shining reflection of my face rush towards me on the tip of an all too familiar boot and it all turns dark.

"Dear Lord! What happened, Jack? I've been looking for you all over the place!" Stanley finally finds me in the lobby with a steak pressed to my face. I tell him what happened and how the concierge pulled me out of the crowd after I passed out from the kick of the SS-officer.

"Stanley, this is not gonna get better."

"What do you mean? Are there gonna be riots or what?"



"I once met the author Stefan Zweig, you know him?" Stanley shook his head in confusion. I take a deep breath.

"Naturally, I tried to get something for an article out of him, you know. So we talked for a bit and he told me a story about something that happened to him in 1914. He told me about how he went to a movie theatre in a small town in France once and how the whole theater went mad upon seeing an image of the German Kaiser in a newsreel. He told me that it scared him to see the amiable crowd so suddenly lose it and go all mad and that this had shown him what was to come in the world of tomorrow. I just got a glimpse of that myself."

Stanley nods slowly. "So, you mean there are gonna be riots."

I take the steak out of my face to show him my broken nose with the dried blood on my lip.

"No, Stanley," I sigh, "worse than that."

"Well, that's good for us, isn't it?" He smiles at me insanely and runs off to call our editor in Chicago.

I remain sitting in the chair, nothing but a heap of clothes. I know that Gellhorn is going to come for sure now. And with her the others. I can't blame them, it's our job. But all of a sudden I feel very cold and very little and I know that I cannot take it anymore. I saw what the German guns and tanks did in Spain and now I'm here and it's happening all over again and it's quickly picking up pace. "I cannot take it anymore", I whisper to myself. "How is anybody supposed to take all that in and not go crazy." I want to add something meaningful but there is nobody here to hear it anyway. I hear Stanley talk in the lobby and I want to cry. The wickedness is gaining strength once more.



3 Prosaminaturen

SEITE 26

Alke Stachler, Augsburg

wenn man die puppe kippt, schief hält wie eine rampe, dann schneidet sie die luft & teilt sie in zwei stücke. ein pfeifendes brummen kommt aus der porzellanhöhle ihres körpers. das gesicht der puppe glänzt & ist weiß & hart wie ein waschbecken. würde man sie auf den boden werfen würde das gesicht auseinanderfahren & die stücke von nase schläfen stirn eine sternförmige bewegung beschreiben. wenn sie schief in der luft steht hat sie die augenlider halb geschlossen & schaut stur & benebelt durch menschliches fleisch dächer oder erde. die augen sind gestreift & jedes haar fängt die sonne einzeln. wenn man sie an die wange drückt oder den bauch ist sie eine wand: kühl wie mehl schnee alabaster.

im wald gibt es einen kern der nie trocknet. um ihn herum ordnen sich schichten im kreis: schichten von halmen & scharnieren & erde & stücken von durchgeschnittenem licht. licht das geschliffen ist das farben trägt die es nicht gibt. das fasrig ist sich zieht in fäden & knoten über den boden die stämme das dach. das blätterdach wie weggebissen & licht das webt das knickt das schmilzt. das grüne perlen bildet eine ziseliierte grünskala perlenskala die klettert wie ein haarriss durchs harz. & eine faltkante überm laub: plötzlich ein mehliges himmel durch die knöchel der bäume fahrend. am boden eine schwarze spirale der fußabdruck: ein sog ein geräusch nach unten unten.



schneeweißchen & rosenrot

zwei rosenbäumchen vor dem haus. dem
haus das im wald steht. wald der at-
met. wald der röchelt. wald der tropft
und taut und gräbt. der gräbt in dei-
nem innern bis es sich dreht & spreizt
wie eine rosenblüte: morgenrot ziegel-
rot beerrot blutrot mit stufen. verwun-
schenes rot rotes fleisch. wild. rehe im
wald mit körpern wie aus glattem holz.
glänzendes gespaltenes gefeiltes holz.
körper wie speere. die stecken im wei-
ßen licht am fransen ufer des walds.
schuppiges gefaltetes licht. licht das
fäden zieht: geschichtet gestapelt wie
die blüte einer rose.



Am Eisweiher

SEITE 28

Emmanuel Héman, Ettingen

Der Winter flimmerte über dem Eisweiher, der in dieser Jahreszeit vollkommen zugefroren war. Von meinem Fenster aus blickte ich direkt auf den Eisweiher. Es dämmerte langsam und niemand war mehr zu sehen. Gerade, als ich mich in meinen Sessel setzen und die Beine übereinander schlagen wollte, sah ich einen Punkt nahe am Teich aufleuchten. Eine Zigarette. Ich kniff die Augen zusammen. Eine junge Frau, die sich ein Paar Schlittschuhe unter den Arm geklemmt hatte. Sie nahm noch einen Zug. Dann erlosch der einsame Punkt und sie warf die Kippe zu Boden. Sie lehnte sich an einen Baum und fing an, sich die Schuhe auszuziehen. Es irritierte mich. Jeder wusste, dass das Eis nicht dick genug war, um darauf Schlittschuh zu laufen. Anscheinend war es ihr egal oder sie wusste es wirklich

nicht. Sie zog sich den rechten, dann den linken Schuh aus, schlüpfte in die Schlittschuhe und schnürte sie zu. Ich überlegte mir, aus dem Haus zu laufen und sie zu warnen. Doch irgendetwas ließ mich sitzen bleiben und zusehen. Ich wollte es sehen. Wollte schauen, ob das Eis hielt oder nicht. Noch heute weiß ich nicht, ob es die richtige Entscheidung war. Jetzt setzte ich mich doch und schlug die Beine übereinander. Die Frau schwankte und ruderte mit den Armen, um das Gleichgewicht zu halten. Langsam fuhr sie los, das Eis hielt ihr Gewicht. Ich atmete tief aus, aber es war noch nicht vorbei. Die Frau blieb sehr nahe am Ufer, sie schien sich nicht weiter hinaus zu wagen. Heute erschreckt es mich, dass ich enttäuscht war über die Ereignis-



losigkeit dieses Anblicks. Es langweilte mich. Ich sah auf ihre Schuhe, die verlassen am Ufer lagen, säuberlich nebeneinander gestellt. Als ich aufstehen wollte, änderte die Frau ihre Bahn. Sie steuerte in die Mitte des Eisweihers, dort, wo er am tiefsten war. Und ich blieb sitzen. Ihre Fahrt wurde sicherer, als hätte sie den Weiher vollkommen unter Kontrolle. Sie war schön, wie sie so fuhr. Elegant, geschmeidig. Beinahe hätte sie die Mitte erreicht. Aber manchmal suchen sich die Orte die Menschen aus, glaube ich, nicht umgekehrt. Und so war es auch diesmal: Sie brach ein. Es war mir, als könnte ich das Knacken des Eises hören. Der Weiher verschluckte sie, zog sie einfach in sich hinein. Das Wasser musste furchtbar kalt sein, schneidend. Ich sah, wie sie sich am Eis festzuhalten versuchte, wie sie vergeblich versuchte, sich daran hochzuziehen, doch es brach immer

wieder ab. Ihr Mantel musste sie hinunterziehen, ihre Hosen, ihre Schuhe, schwer. Kurz drehte sie ihr Gesicht zu mir. Das ist das Zweite, was mich heute erschreckt, wenn ich daran zurückdenke: Dass sie so noch schöner war als vorher. Sie schrie, doch ich öffnete das Fenster nicht, ich ging nicht hinaus. Der Kampf dauerte nicht mehr lange, bald ging ihre Kraft zu Ende. Ihre Hände verschwanden unter der Wasseroberfläche. Erst jetzt merkte ich, dass ich den Atem angehalten hatte. Mehrere Minuten blieb ich sitzen und versuchte, zu verstehen, was gerade geschehen war. Das Loch im Weiher war ziemlich groß, die Wasseroberfläche wieder ruhig. Erneut fing mein Blick ihre Schuhe ein. Unberührt standen sie da und doch so, als wüssten sie von alledem, was passiert war.

Ich stand auf, legte meinen Mantel an und ging hastig zum Eisweiher. Ich



hatte Angst, dass mir jemand zuvor kommen würde. Aber es kam niemand. Auch morgen würde niemand kommen. Ich bückte mich und hob die Schuhe auf. Sie waren ziemlich klein. Schnell entfernte ich mich wieder, mir war kalt und ich glaubte, die Frau unter dem Wasser spüren zu können.

Die Schuhe stellte ich mir neben den Sessel, von dem ich alles beobachtet hatte.

Zwei Tage später sah ich zwei Polizisten am Eisweiher stehen. Einer telefonierte, der andere notierte sich etwas auf sein Klemmbrett. Nach wenigen Minuten stiegen sie in den Wagen, fuhren vor mein Haus und klingelten bei mir.

Ob ich hier eine junge Frau gesehen habe, fragten sie mich und streckten mir ein

Foto von ihr entgegen. Sie sah anders aus, als ich es in Erinnerung hatte. Nein, sagte ich, die habe ich noch nie gesehen. Was ist denn passiert?

Sie wird seit zwei Tagen vermisst, sagte der mit dem Klemmbrett. Sind sie sicher?

Ich tat, als würde ich das Foto noch einmal sehr genau ansehen.

Nein, sagte ich wieder, nie gesehen. Schade, sagte der andere und sie fuhren davon.

Noch einmal zwei Tage später zog ein Taucherteam die Leiche der jungen Frau aus dem Eisweiher. Sie trug noch die Schlittschuhe. Und das ist das Dritte, was mich heute erschreckt: Dass ich ihre Schuhe bis jetzt nicht weggeworfen habe.



Der Uhrmacher

SEITE 31

Michael Dietrich, Manchester

Das kleine Geschäft meines Vaters, mit seinen holzvertäfelten Wänden, den Glasvittrinen, den kleinen Deckchen aus grünem Samt und der knurrigen Kassenmaschine, lag abseits der Hauptstraße des ländlichen Ortes, in dem ich geboren wurde. Als mein Vater dann starb, mir das Geschäft und seine Schulden hinterließ, gab es allerdings kaum noch zahlende Kundschaft. Zum einen, weil man gerade erst die damalige Finanzkrise überwunden hatte, zum anderen, weil man traditionelle Uhren, wie sie seinerzeit noch üblich waren, schlicht nicht mehr verwendete. So nutzte ich täglich die Zeit, während ich auf Kundschaft wartete, dazu, die Uhren zu putzen, sie akkurat nachzustellen, und darüber nachzudenken, wie ich dem tattrigen Geschäft wieder auf die Beine verhelfen könnte.

Schon nach wenigen Tagen fand ich eine interessante, aber auch sehr riskante Geschäftsidee. Sie kam aus dem Bauch heraus, während einer dieser Koliken, die ich seit meiner Kindheit regelmäßig habe: eine Spezialisierung des Angebots auf ein ganz neuartiges Produkt. Schon seit Generationen stellten wir in unserem Geschäft individuell angefertigte Uhren, Einzelstücke, her. Meine Idee war es nun aber, auch individuell maßgeschneiderte Zeitrechnungen anzubieten. Ich habe also eine Uhr entworfen und hergestellt, welche die Zeit linear und kumulativ maß und mich somit gegen die damals noch geläufige, zyklische Methode positioniert, die noch an den Drehungen der Erde und sonstigem Hokuspokus ausgerichtet war. Da kein Tag genauso



.....

wie der vorherige oder irgendein anderer davor sein kann, wäre es doch hanebüchen, weiterhin eine Gleichheit durch eine identische temporale Beschreibung vorzutäuschen. Ebenso schien es mir irrwitzig, unser Leben weiterhin nach der ewig gleichen Bewegung von Himmelskörpern auszurichten - welche im Gegenzug rein gar nicht darum bemüht waren, sich auf uns einzustellen. Ich verstand vielmehr, dass man die naturgegebenen Start- und Endpunkte, die Menschenleben mit sich bringen, für die Zeitrechnung erschließen und fruchtbar machen müsse und entschied mich, mir diese Marktlücke, also die Messung der Dauer zwischen diesen beiden, letztendlich wichtigsten Zeitpunkten unseres Lebens, zu Nutze zu machen. Zwar gab es damals Stoppuhren und, optisch keineswegs ansprechende, Betriebsstundenzähler, doch waren diese auf eine Zählkapazität von läppischen 3600 bzw. etwa 360 Millionen Sekunden

beschränkt. Und natürlich hatten wir, also ich und mein Darm, uns nicht getäuscht: die neuen Uhren mit individueller Zeitrechnung fügten sich rasch in das Leben der sonst wenig innovationsfreudigen Dorfbewohner ein, so dass schon nach wenigen Wochen die meisten von ihnen, wie noch in meiner Kindheit, wieder Armbanduhren trugen. Schon nach wenigen Monaten waren die Schulden abbezahlt und nach einigen weiteren Monaten die Verkaufszahlen, wie auch die Anzahl der vollautomatisierten Produktionsanlagen und die Anzahl der Länder, in die wir exportierten, exponentiell angewachsen. Die alte, kollektive Zeit hatte damals, lange vor der Krise der zwanziger Jahre, schon erheblich an Reiz verloren und war bereits weitestgehend aus dem Alltag verdrängt. Die überwiegende Mehrheit der Menschen war froh darüber, dass es, ohne ge-



meinsame Zeitrechnung, unmöglich geworden war, große Pläne zu schmieden oder Termine mit anderen einhalten zu müssen. Man konnte sich endlich, da man nun zwangsläufig seine Zeit fast ausschließlich allein verbrachte, besser auf das Wesentliche, auf sich selbst und das eigene Leben als einen einmaligen Prozess konzentrieren, konnte Zeitmarken setzen und verschiedenste Zwischenzeiten beobachten. Während man zuvor sein Leben wie das Programm eines ungenau eingestellten Radiosenders, nur verkratzt, inmitten von Rauschen hatte wahrnehmen können, gab es nun, dank meiner Uhren, endlich perfekten Empfang, automatischen Sendersuchlauf und Alternative Frequency Search. Obwohl das Thema Zeit nun also völlig aus dem Miteinander der Menschen verschwunden war, wurde es immer wichtiger für das Verhältnis des Einzelnen zu sich selbst. Parallel zu diesen bahnbrechenden Verbesserungen

kamen allerdings auch kleinere Probleme auf: verschiedene Ausprägungen von pathologischer Unsicherheit und krankhafter Paranoia gegenüber dem Vergehen der eigenen, individuellen Zeit begannen sich scheinbar epidemisch auszubreiten. Da Zeitmessung aus der Infrastruktur, die kollektiv zur Verfügung gestellt und gewährleistet wurde, verschwunden war, gab es immer häufiger, immer ernsthaftere Berichte darüber, dass sich eine Vielzahl von Menschen, mangels Vergleichsmöglichkeit, der Korrektheit der Messungen ihrer Uhren und somit dem Voranschreiten ihrer persönlichen Entwicklung, nicht mehr sicher waren und daran verzweifelten. Wenn man nicht riskieren wollte, wie diese, die Besinnung zu verlieren, hatte man ja schließlich noch die Alternative, mir und meiner Technik blind zu vertrauen. Um ganz ehrlich zu sein, hatte diese Seite der



damaligen Entwicklung, da sie außerhalb des eigentlichen, betriebswirtschaftlich relevanten Konsumverhaltens lag, in mir kaum Interesse wecken können. Vielleicht kam auch deshalb, also wegen der finanziellen Sicherheit, des wachsenden politischen Spielraums und des Übermaßes an freier Zeit, diese Langweile, diese absolute Gleichgültigkeit und sogar Abscheu vor der wachsenden Orientierungslosigkeit der Menschen in mir auf. Ich befand mich damals in der Lage eines Arztes, dessen gesamte Kundenschaft aus erstklassigen Hypochondern bestand. Dieser Arzt muss nämlich, um selbst inmitten des Wahnsinns nicht verrückt zu werden, früher oder später beginnen, sich eine neue, an diese Umstände angepasste und dennoch erfüllende Aufgabe zu suchen, da seine ursprüngliche Aufgabe, also zu heilen, unmöglich zu bewerkstelligen war. Er muss also, weil er nun einmal irgendetwas

tun muss, aus Mangel an Alternativen, mit den Ängsten seiner Patienten zu spielen beginnen, ihnen neue, bisher unentdeckte Symptome einreden. Ganz ähnlich wie dieser Arzt, begann ich, an den Uhren - bevor es zum Vertrieb ging, kamen die fertigen Exemplare zur Abnahme zu mir - herumzumanipulieren. Bei der einen veränderte ich, zum Beispiel, die Schaltdurchgänge der Hemmung, oder bei der anderen das Übersetzungsverhältnis im Gangregler. Es war eben eine individuelle Zeitrechnung, so individuell, dass nicht einmal ihre Grundeinheit, die Sekunde, einheitlich war. Schließlich hat nun mal jeder Mensch, von Natur aus, eine ganz individuelle Zeitwahrnehmung, ein individuelles Zeitempfinden. Und um dem Rechnung zu tragen, habe ich die Geschwindigkeit aller Uhren so eingestellt, dass sie neueste Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet



reflektierten, also prozentualen Verteilungen verschiedener Zeitwahrnehmungen in der Bevölkerung entsprachen. Dann habe ich eine Zuweisungsmethode ausgetüftelt, die auf Zufall, also Würfeln, basierte, wodurch jedem sein eigenes, jedenfalls bevölkerungsstatistisch exaktes Verstreichen der Zeit ermöglicht wurde. Streng genommen war Zeit sowie so bedeutungslos geworden, hatte keinerlei Referenz zu irgendetwas Realem, und außerdem wusste niemand etwas von diesem kreativen Treiben, meinem ganz individuellen Zeitvertreib. Es war doch völlig ausreichend, dass sich etwas in den Uhren bewegte, das den Eindruck von Abständen zwischen Ereignissen vermittelte. Und genau so sah es auch der Teil meiner Kundschaft, der noch hartnäckig versuchte, ein normales, geregeltes Leben zu führen: Für sie waren ihre Uhren wie ein inneres, ganz tief verschlossenes Organ, von dem man, insofern man

nicht medizinisch gebildet war, einfach annehmen musste, dass es, solange man noch lebte und keine andauernden Schmerzen hatte, problemlos funktionieren würde.

Am Anfang der langen zwanziger Jahre lief das Geschäft, oder genauer ausgedrückt, der damals schon weltweit agierende Konzern, noch hervorragend. Eine neue Kundengeneration war gerade herangewachsen, ohne je etwas von einer kollektiven Zeit gehört zu haben und auch die meisten ihrer Eltern und Großeltern haben sich, trotz der Anlaufschwierigkeiten, an ihre Zeitrechnung gewöhnt, hatten individuelle Mechanismen gefunden, mit ihren Nachteilen umzugehen. Doch dann kam die Mitte der zwanziger Jahre und mit ihr die Krise. Und um diese zu verstehen, sollte man wissen, unter welchen Bedingungen die individuelle Zeitrechnung als Produkt umgesetzt wurde: Denn



durch die Schulden meines Vaters war es mir damals nicht möglich gewesen, ausreichend hohe Kredite zu bekommen, um qualitativ hochwertige Zählwerke mit genügend Zählkapazität zu entwickeln. Als ich dann später genug Geld hatte, entschied ich mich, dieses Problem zu umgehen und, anstelle einer großflächigen Rückrufaktion, die zweifelsohne lukrativere Lösung zu wählen: Erst investierte ich in verschiedene andere Sparten, um die Firma auf mehrere Standbeine zu stellen, und verkaufte dann die damals noch überaus rentable Uhrensparte. Diese Krise, die mich also schon gar nicht mehr direkt betraf, brach deswegen aus, weil die Zählwerke, die ich aufgrund bereits erwähnter Investitionsengpässe verwendet hatte, nur bis zu 100 Jahren, also ungefähr 3,2 Milliarden Sekunden - oder was auch immer von dieser „Einheit“ noch übrig war - zählen konnten, um dann einfach, einmal am Ziel angekommen, er-

neut von null zu beginnen. Von ihr betroffen waren damals nur jene Kunden, deren Uhren ein erheblich schnelleres Verstreichen der Zeit zugewiesen bekommen hatten. Diese Vorreiter, ihrer Zeit weit voraus, waren die ersten, deren Uhren - fast 50 Jahre zu früh - von vorn zu zählen begannen. Alles, was sie an temporaler Struktur und temporalem Vermögen bisher aufgebaut und angespart hatten, war plötzlich ausgelöscht, was dazu führte, dass - analog - auch ihr Puls, ihr innerer Taktgeber, aus dem Ruder geriet und der Obsession verfiel, ebenso wie die Uhren, von vorn beginnen zu wollen. Es war zweifelsohne eine traurige Sache für all jene, die an eine ursprüngliche, reine und ewige Wahrheit hinter ihrer individuellen Zeitrechnung geglaubt hatten.

Allerdings muss ich jetzt auch noch die Möglichkeit nutzen, etwas gerade



zu rücken, das sonst umfallen und mich erschlagen könnte. Meine Kunden hatten sich, durchaus unabhängig von mir und ziemlich wahrscheinlich auch unabhängig voneinander, für ihre individuelle und gegen die kollektive Zeit entschieden. Außerdem darf man, bei aller Traurigkeit der Ereignisse, die Errungenschaften der individuellen Zeitrechnung nicht kleinreden, die, meiner Meinung nach, ihre Opfer bei weitem aufwiegen. Denn sie hat uns ermöglicht, die letzte verlogene Gemeinsamkeit zwischen den Menschen zu entlarven, die uns, für so lange Zeit, wie ein Korsett eingeschnürt und behindert hatte. Und sie hat uns daraufhin erlaubt, jede dieser, die Menschen gleichschaltenden, ihnen Gemeinschaft und Gemeinsamkeit vorgaukelnden Erfindungen, seien es Stunden, Minuten oder Jahre, die unserer eigentlichen Realität vollkommen widersprechen, zu beseitigen. Was die Manipulationen der Dauer der Sekunden betrifft, bin ich

mir sicher, dass jeder am Rad der Zeit dreht, so fest er kann, sobald er eine Möglichkeit dazu hat. Die meisten Uhren gehen ohnehin, sozusagen von Natur aus, auch ohne Manipulationen falsch. Egal wie viel Mühe ich mir täglich gab, dieses Orchester in der Auslage des alten Geschäfts aufeinander abzustimmen, keine der Uhren tickte dauerhaft synchron mit auch nur einer einzigen anderen - nicht die geringste Spur von Harmonie und Komposition. Jede Uhr folgte eigenwillig ihrem eigenen Takt, genau wie wir Menschen. Ich bin nur ein kleiner, alter Uhrmacher und habe mein Leben lang so gut wie nichts anderes getan. Doch glauben sie mir, die komplette Mechanik hinter der Glasscheibe kennen wir alle nicht. Keiner weiß, was hinter dem Ziffernblatt vor sich geht. Nur eines steht fest, dass eines jeden Zeit abläuft, ganz egal mit welcher Uhr oder in welchen Einheiten man sie misst.



Désirée Opela, München

„Ach weißt du, der Olli hat das sicher nicht so gemeint“, sagt David, als er bei mir aufschlägt und ist sofort ganz in jedem Zimmer völlig gleichzeitig. Mit der verlässlichsten Verlässlichkeit katapultiert David innerhalb der ersten zwei Biere schonungslos viel Erleben auf den Tisch, Gegenstand: Alles. Sein Blick, seine Nervosität, alles schreit Das-war-so-legendär, und Mann, wäre-man-doch-dabei-gewesen. „Ne war echt total der Hammer alles“ und nach dem dritten Bier habe ich dann auch so eine angenehme Zufriedenheitszustimmung gegenüber all der ganzen Geilheit, die David in seinem 90-Minuten-Präzisions-detailgang unterbreitet hat.

Dann brauchen wir natürlich noch mehr Kippen und Ja-lass-noch-weiterziehen. „Weißt du und die Hannah“, sagt Da-

vid, „war echt Wahnsinn neulich mit diesem Top und keine Ahnung was die nimmt, aber die is immer so klasse gut drauf, mit ihren niedlichen Pausbäckchen. Wenn die lacht, ich sag’s dir, glaubst du nicht.“ - „Wirklich?“ - „Scheiße echt, viel zu süß irgendwie“ - „Ist doch toll“ - „Ja, echt toll“. Im Taxi sagt zuerst keiner ein Wort. Vor den Läden stehen mehr Leute als drinnen, ein paar fallen übereinander im plärrenden Rausch. „Und“, sagt David nach einer zeitgerafften Zweiminutenschweigsamkeit, „wann kommst du uns mal wieder besuchen, den Olli und mich? Wäre doch toll, wenn du mal wieder kämst, und dann machen wir drei wieder so Sachen, Du, der Olli und ich. Was ist, klingt das gut? Hast du Bock?“ David verrenkt sich kryptisch

vom Beifahrer- Richtung Rücksitz. „Ich mein, komm, hockste hier, machst gar nichts mehr. Das ist nicht gut fürs Gemüt, glaub mir, echt, du musst mal wieder was andres sehen, musst mal raus aus dem Kaff hier, dann kommste auch wieder besser drauf. Geht dann alles von alleine wieder, glaub mir, echt. Nimmst dir mal ne Woche Urlaub und dann gehen wir steil, ja? Ich mein so wie früher, so mit Olli und so.“ David sieht aus wie ein Mädchen mit seinem Niedlichkeitsblick. „Ich komm schon mal wieder“, sage ich, „zwölfhüfzig“, sagt der Fahrer, David reißt freudig die Arme nach hoch und den verrenkten Körper nach vorne, „vierzehnbite“ und wir steigen aus. Drinnen stehen wir da und gucken. Der ganze Raum schwitzt. „Komm“, sagt David und schlägt eine übertrieben extreme Geste nach rechts hinten an die Bar. Seine Handlungslogik ist ihm in diesem Moment selbst so völlig außer Kontrolle

geraten, dass er sich plötzlich wieder an „früher“ und „scheiß Gewohnheit“ erinnert fühlt, in die man „echt immer so unerwartet hineinfällt, ich schwör's dir, echt, Prost“. Dann redet David weiter. David redet und redet. Ich starre einer kleinen Blondin mitten auf die Titten. Die Blonde kurbelt ihren Mittelfinger nach oben, „Scheiße, wie alt ist die?“, sagt David. Ein Pärchen klatscht an die Theke: Ihre Zunge in seinem Ohr, seine Hand an ihrem Arsch. „Shit, ist das nicht dieser Song?“, nickt sein Jojokopf plötzlich übertrieben vor und zurück, „Jamann, das ist der echt! Scheiße, wie heißt der nochmal - hast du ne Ahnung, von wem der ist“, dreht sich der HandArschTyp zu mir um und hat seine Hand schon längst nicht mehr an ihrem Arsch, sondern mitten in der hüpfenden Hüpfburgmasse. Die Frau bestellt sich beleidigt einen Gin Tonic und freut



sich über den Extrakurzen, mit Zwinkern vom Fitnessbarmann. „Was zur Hölle legt der Typ da auf“, wird David plötzlich beinahe doch nicht nüchtern und zeigt auf einen Frettchen-DJ. Ich überprüfe den Geldbeutelstand und beobachte die völlig perfide Geste von den Fingern im Beutel neben uns, noch mindestens fünfzig Öcken drin, aber „Ey scheiße, ich bin pleite“. David stößt „Faschismus“, „Ekel“, „Jugend“ aus und bestellt sich noch ein 0,33er. Die den Raum anfänglich mit ganz angenehmem Kunstnebelgeruch geschwängert habende Clubbinghitze beginnt in völlige Manie überzugehen: Hypere junge Männer, die sich an stark kreischende junge Frauen heranschmiegen, „Früher!“, sagt David und knallt das leere Glas auf den Tresen. Sieht mich an, schaut sich um, legt mir die Hand auf die Schulter. Sieht aus wie einer, durch den gerade etwas hindurchgeht, das mit alldem Menschenaneinan-

dergereibe um uns herum zu tun hat, als würde es ihn an etwas aus vorzeitiger Vorzeit erinnern oder an etwas, an das er definitiv niemals nie erinnert werden will. Dann raunt er etwas, das schwer nach „im Deckmantel der siechenden Unschuld“ klingt und wischt sich die Feuchtigkeit aus der Augenfalte. Wir gehen raus und sind uns einig, dass DAS gerade ECHT die Stunde der kaputttesten Elitejugend war und steigen sofort ins nächste Taxi. David will wo hin, wo man sitzen kann, die Musik besser ist und man auf gar keinen Fall Menschen unter 30 trifft. Ich denke darüber nach, welcher Ort diese Kriterien erfüllt, „Ich mein, Wahnsinn, das ist so ultra das Schlimmste, was es unter der Erde gibt“, lallt David fassungslos, den Rumpf Richtung Rückfenster verdreht. „Scheiße, was habt ihr hier für Läden?“, das liegt nicht an den Lä-



den David, will ich sagen, frage mich dann aber doch, ob es an den Läden hier liegt, dass mir kein Ort B einfallen mag. „In Schwabing gibt's doch die klassischen Kaputtniksklassiker“, Davids Stimmung hebt sich schlagartig, „Die Schwasi ist jetzt woanders“, sage ich. „Aberwarum“, David klemmt sich eine Kippe in den Mundwinkel, „Perversionspolitik“, sage ich. An der Münchner Freiheit stolpern wir raus und schlingern in die Feilitzsch. „Döner!“, schmeißt sich David ans Fenster, „Der is scheiße“, sage ich, David kurbelt seinen Mittelfinger hoch, wir glucksen. „Geil“, sagt David dann und presst sein Gesicht in den Riesenberg mit ExtraExtraUltraScheiße-ist-das-scharf: „Ehrlich, das packt keiner“, schnobert ExtraExtraUltra-David völlig fertig, fleddert mir das Fladenbrot vors Gesicht und braucht Sofort-ein-Bier(!). Vor dem Laden labert ein Haufen Amis auf den Haufen Langhaarfraktion ein,

der Türsteher-Schrank lässt sich von einer Gruppe Rockmädchen den Ausweis zeigen. „Süß“, gluckert David, „Fick dich doch selbst“, flöten die Rockmädchenmädchen. Die Amis stimmen zum Song an, David holt zur Lassogeste aus, ich muss sofort da rein, denke ich, einfach, weil man es da draußen keine Sekunde länger mehr aushält. David schreit „Warte!“, stürzt die Treppe an mir vorbei in den schludrigen Schlund hinunter, schludert jetzt auch, fängt sich, drückt sich stöhnend einmal vor und zurück, steht im Getümmel, grinst. David ist jetzt ganz tief mittendrin. Winkt mich hektisch her, merkt dann, dass ich direkt neben ihm stehe und schlägt mit der Hand auf die Theke: Zwei Helle bitte, danke. Im hinteren Gewölbedrittel trinken die Harteingesessenen ihr stilles Bier still in sich hinein und beobachten die aktive Masse in der mittleren Gewölbesause.



David nickt zum Beat, prostet mir zu, „Kraaaaasssss“, kommt es plötzlich aus ihm heraus, „das sieht ja alles völlig anders aus als das damals alles aussah“, schutzlos sein Blick stumpfig im ganzen Laden umher. Bleibt dann an einer großen Schönen im Barscheinwerferlicht hängen und hat die Orientierung schlagartig ganz sofort wieder: „Wahnsinn, Hammer, schau mal“, debilt es aus ihm heraus. Die Schöne hat ihr schönstes Richtung-Bierglas-Lächeln-Lächeln aufgelegt und schaut lächelnd auf ihr Bierglas. Hebt den Kopf, kippt ihn ein wenig, damit die Haare ganz den makellosen Gang zwischen makelloser Ohrpartie und noch makelloserem Schlüsselbein-Brust-Weg freigeben; gewährt gütevoll diesen kurzen Jeder-darf-mal-Staunen-Moment, in dem jeder mal staunt und plötzlich mit absoluter Absolutheit weiß, dass dieser Moment den ganzen Abend wertvoll macht, und die Schöne weiß das auch und fühlt

sich gleich noch schöner. Genießt diese allgemein unausgesprochene Vergötterungsbegierde von ihrem Barhockerthron aus, nichts weiter tun müssend, als einfach weiter da und schön zu sein, bitte ja, das Bier gibt's umsonst, versprochen. Testosteron-David ist völlig testosteronergeben anbetungsverfallen offensichtlich in Gedanken gerade dabei, eine Kult-Schrift zu verfassen. Dann hebt die Frau ihren Blick, um ganz zu David und mir herüberzublicken, schaut ganz her zu uns, zu David und mir, und schaut wieder weg, hin zum großen Alternativen neben sich, der sich ganz sachte aus Versehen ein bisschen auf sie draufschiebt, wegen der ganzen Menschen, die ganz plötzlich hinter ihnen vorbei müssen - und so beginnt, ganz spielerisch, das Vorspiel. Verdrängung-kreuzt-Größenwahn-David ignoriert dieses kurze Intermezzo noch erfolgreiche Phantasie-



momentaugenblicke lang und schlägt dann ganz gewaltig hart wieder auf dem unerbittlichen Realitätsboden auf. Umfasst entschlossen das Bier, um dieses brutale alles in seinen Gehirn- und Schwanzwindungen sich aufgestaut habende Wollen dieser sich im Barlicht suhlenden Schönheitsschönheit möglichst schnell zu kompensieren. Es gibt Momente, die sind hart und für David sind sie härter. Ich werfe meinen Arm um seinen Nacken, David grinst tapfer und bestellt noch zwei Schnaps Irgendwas. Das Stamperlglas unbeirrbar würdevoll zwischen die Finger geklemmt, sagt David: „Na sdo-rowje“, wir kippen und schauen uns ein paar schweigsame Verbrüderungsmomente lang verständnisvoll nickend an. Dann hebt David das Glas - setzt es ab. Moralischer Tiefstand, Ebbe. Nichts geht mehr. Ich weiß es und David weiß es auch. Befördert den gerade noch star-

renden Blick resolut Richtung Gehen-Wir: Fundamentale Bejahung, Abgang. Aus der Höhle emporgestiegen, zünden wir uns eine Zigarette an und beobachten eine sich betatschende Austauschgruppierung. Wechseln grinsend wissende Blicke. Ein paar Studenten fallen aus dem Mc Donalds, der Konsens schreit nach Tanke. David stagniert, klopf mir auf die Schulter, die Augen kurz geschlossen. Einsetzende Ohnmacht: totale Korrespondenz. Einer dieser Zerstörtheits-Intimomente, völlig hinüber und sich gnadenlos verbunden. An der Freiheit angekommen, schaut sich David nochmal um: „Cool Mann. Ist immer fein mit dir, ehrlich Mann.“ Ich grinse, David grinst auch, steckt die Hände in die Taschen. Sieht aus wie damals in klein, erster Rausch, erste Beichte. „Und echt, komm uns doch mal besuchen, ja“, sagt David. „Okay“, nicke



ich. David atmet aus, steigt ins Taxi:
Hauptbahnhofbitte. Verrenkt sich noch
kurz Richtung Fenster. Winkt.



Exit Wounds

SEITE 45

Simone Bauer, München

Ich weiß nicht, wie lange ich schon wach bin und auf die glatte Oberfläche starre. Vielleicht bin ich zwischendurch immer mal wieder eingeschlafen, die Müdigkeit sitzt mir in den Knochen. Mein Kopf dröhnt und lässt mich gerade nicht weiterschlafen. Er kann das Bild von ebenmäßigem Stahl jetzt im Moment nicht verarbeiten, geschweige denn die Frage, was eigentlich los sei, er kann nur wehtun. *Was kannst du eigentlich?*

Mein Rücken lehnt ebenfalls am kühlen Eisen und eigentlich bin ich viel weiter von dem entfernt, was meine Augen so intensiv fokussieren. Ich will die Augen schließen. Ich will die Wand anfassen. Ich will gerne etwas trinken. Doch irgendwie kann ich all das doch nicht. Ich sitze einfach so da, verweigere mich. Wer ich bin, zählt nicht.

Past und present, future. Ebenfalls bedeutungslos.

Eine Akustikgitarre erklingt. Ich bin so weit weg von allem und doch fügt sie sich perfekt ein in das Hirnpochen, das Ohrensausen, das Schleudert trauma.

Leiser Jubel, ein wenig Geklatsche, gedämpftes Gegröle.

Und die Stimmen dieser Menschen erwecken die vergangenen Stunden nun doch zum Leben.

Mädchen mit Longboards, fettige Strähnen. Woodstock-Wellen umwallen mein Gesicht. Der Geruch von meinem Shampoo, Duftnote reife Pflaume, wird bald übertüncht vom Mädchenumkleidenfeeling. Der Geruch von blau-weißem Deo steigt mir in die Nase. Besser ist das. Neben mir ein schwitzender Mann,



zwanzig Jahre älter als ich, er schwitzt so sehr, dass seine Haut einem kalten, nassen Film gleicht. Flashback in die Nächte des vergangenen Jahres, Reisenächte in stickigen Räumen, Gift, das ich selbst ausschwitze. Ich tanze mich weg von der Erinnerung.

Dazwischen Inken. Inken hängt ihrem Boyfriend ihre Handtasche um, damit sie tanzen kann, sie tanzt mit ihm und mit mir.

Meine Füße bringen mich noch um, ich bin schon kaputt getanzt. Mein rechter Zeh fühlt sich an, als wäre ein Muskel gerissen, eine Sehne. Hat ein großer Zeh Muskeln und Zehen? Ich weiß es nicht. Ich könnte Allegra fragen, die studiert doch Medizin, doch Allegra ist verschwunden.

Ein Typ mit Metalhaaren und Springerstiefeln springt mir gegen das Sprunggelenk. Ich fühle mich wie Bastian Schweinsteiger, der während des Aufwärmtrainings

vor dem Spiel seines Lebens verletzt wird. Ich sacke zu Boden. Baby hat ihre Medikamente genommen, warum spüre ich das jetzt? Warum lässt die Betäubung nach? Es tut auf jeden Fall grauenhaft weh.

Plötzlich ist Allegra wieder da. Sie legt eine halbvolle Wasserflasche an meine Lippen, danach ein Special K auf meine Zunge. Allegra ist so gut zu mir, obwohl wir kaum noch sprechen, ihr Stimmchen ist schrill, ja, sie ist so ein Mäuschen. Warum hat sie eigentlich keinen Freund gefunden? Warum bin ich allein? Ich kann den Willen fast schmecken.

„Trink, Milena, trink“, piepst sie, wieder die Wasserflasche. Ich verziehe das Gesicht, tue aber, wie mir geheißen.

Ich brauche Inkens lautes Lachen, ihre derben Witze. Anders fühle ich mich nicht mehr am Leben. Der Alltag ist



zermürbend, am liebsten würde ich mich ausschließlich unter meinem Schreibtisch einrollen und dort Rotwein konsumieren.

Ein Kichern bricht aus meiner Lunge, als ich aufstehe und eine Flagge aus Uruguay erspähe, die an einem Mädchen mit Lockenkopf hängt. Erst halte ich sie für Schwedens Fahne, dann für die meines geliebten Bayernlandes. *Fun with flags*, Milena-Style.

Ich bewege mich sonst im Laufschrift zwischen einer viel zu kleinen, viel zu teuren Wohnung, der Huta, wo ich meine französische Bulldogge Bobby abgeben, da ich ihn nicht mit in die Arbeit nehmen kann, und ins Büro muss ich, um die viel zu kleine, viel zu teure Wohnung zu bezahlen. Wo war ich? Ach ja, Bobby. Bobby habe ich, damit ich mich endlich nicht mehr einsam fühle. Denn all meine Freunde haben mich immer nur ausgenutzt, haben mich ackern lassen,

irgendwann konnte ich nicht mehr, niemals war ich frei.

Ich weiß nicht, wann das alles angefangen hat, das eine sowie das andere. Inken war aber auf einmal einfach da und adoptierte mich. Und wegen ihr bin ich jetzt in diesem Zirkuszelt. Ich starre gegen das leuchtende Dach. Willkommen in der Manege des Wahnsinns. Hier ist es heiß und laut. Ich mag es nicht heiß, aber ich mag es laut. Schweiß läuft meine Strumpfhosennaht hinab. Inken ist genauso Serienjunkie wie ich. Mit ihr habe ich mein erstes *Sandwich* verdrückt. Danach ging es mir besser. Die Furcht vorm Morgen danach hat Helene Fischer genauso wie wir alle.

Hätte ich nur einen Wunsch bei einer guten Fee frei, er wäre, dass die Menschen niemals mehr links auf einer Rolltreppe stünden. Aber ich habe kein Glück, nie, niemals, dennoch mache ich



immer bei Gewinnspielen mit, die mir Reisen in europäische Großstädte versprechen. Diese Nacht gleicht langsam aber sicher einem Traumurlaub, sagt mir mein immer schneller schlagendes Herz. Der Bärtige mit den Boots entschuldigt sich bei mir, ich kann nicht böse auf ihn sein, mir tut nichts mehr weh, keine schweren Beine, nichts.

Jemand hat sich ein Mikro geschnappt da vorne, ich sehe ihn nicht, ich sehe nur blinkende Lichter. Er schreit laut über die Musik hinweg: „Yeah Yeah Ha!“

Die Menge wiederholt es. Plötzlich sehe ich auf sie hinab.

Eigentlich ist mir die Vogelperspektive zu hoch, ich habe wahnsinnige Höhenangst. Vielleicht liegt das an dieser kleinen Mauer, so hoch wie meine Wade. Sie ging um den Friedhofsgarten herum und ich bin als Kind darauf herum balanciert. Meine Eltern haben meine Hand gehalten. Ich habe mich so geborgen ge-

fühlt. Aber irgendwann haben sie das nicht mehr getan und ich habe mich nicht mehr so geborgen gefühlt auf der Mauer. Oder auf Friedhöfen. Ich will nicht sterben.

Im Regendunst nach draußen, Kippen rauchen, mehrere, Kaugummis kauen, mehrere. Alle Ängste vergessen. Endlich. Die Paranoia abgestreift. Finally. Ich umarme Inkens Seele, weil ich so glücklich bin, dass wenigstens sie mich versteht und für mich da ist. Allegra ist voll wie am Vatertag und verschenkt ihr Koks, ihre Seele kann ich nicht umarmen, weil ich sie nicht sehe, aber egal. Des Boyfriends Zähne sind radiumweiß. Und so groß. Größer als sonst. Sind sie gewachsen? Können Zähne das? Grumpy Cat ist überall und beobachtet uns.

Und du tanzt, dass ich Gott für deine Kiste preis.



Auch der Schnitt auf meinem linken Unterarm ist größer als sonst. Blute ich? Geil. Eigentlich hatte ich mich aus Versehen geschnitten, beim Rasieren, gegeben hatte es mir nichts, so wie es andere Leute regelrecht erfüllt. Aber dieses Blut ... so rot wie der erste Kuss, wie Erdbeeren nach dem Winter. So hell wie die roten Neonröhren, die neben uns fluoreszieren, wir lösen uns im Schein der Lichter auf.

Nicht auflösen, nicht aufwachen, hierbleiben, hierbleiben. Baby Blackout.

Langsam setze ich mich nun auf, rutsche an der kühlen Wand entlang nach oben. Die Bewegung hallt im Kopf nach, ich halte den Atem an. Irgendwie muss ich nach Hause kommen, Bobby muss gefüttert werden. Vielleicht gucke ich dann noch drei Folgen „Cougar Town“. Und Inken schreibe ich eine Nachricht, dass ich das nächste Wochenende wieder machen will. Ob sie dann denkt, ich klammere zu sehr? Egal. Solange ich kein Tumblr-Mädchen werde, ist mir alles recht.



Die Amnetischen Tage 1

SEITE 50

Hendrik Bloem, Hamburg

Als ich aufwache, steht ein Eimer neben meinem Bett – in meinem Külschrank eine volle Flasche Whiskey sowie ein angebissener und schlecht verpackter Rollo. Ich mache mir einen Atomtee. Fülle kaltes Wasser aus dem Badezimmer in einen Becher, hänge einen Teebeutel rein und stelle die Mikrowelle auf 3 Minuten. Das hat sich bewährt. Seit mein Wasserkocher kaputt ist, trinke ich oft diese verstrahlte Brühe. Ich erhoffe mir davon Mutationen in meinem Gehirn, die mich evolutionär nach vorne bringen. Genetic Engineering auf Bliggedi-Blowms-Art.

Mit meinen Communicator verschicke ich digitale Zuneigung. Wenige Minuten später erhalte ich welche zurück. Alle meine Becher sind zu klein. Immer wenn ich

mir ein Heißgetränk wie den Atomtee mache, schwappt der Inhalt über den Rand, verbrüht mir die Hand oder versaut mir den nicht gewischten Boden. Beim Umrühren und Abkühlen das selbe.

Ich tippe einen Text von Timo und mir ab. Bei der letzten Strophe angekommen, fängt ein Backpackblower draußen mit seiner Arbeit an. Ich hasse diese Laubwegpuster. Per se. Alle ohne Ausnahme.

Der warme Tee tut meinem Hals gut. Weil ich so viele Reime spitte, habe ich oft Probleme mit meinem Hals. Nachdem ich alle Fenster geschlossen habe und wieder mit dem Abtippen beginne, merke ich, dass der blöde Blower seine Ar-



beit gar nicht begonnen hat. Ich glaube, er will mich verarschen, also mache ich die Fenster wieder auf.

Der Song den ich abtippe, heißt *Ich war weder in New York noch auf Hawaii* und der Titel entspricht leider der Wahrheit. Daher begeben wir uns in dem Song mental in den Urlaub und berichten von unseren Touritrips. Soweit der Text. Das Wetter scheint gut zu werden, die Sonne scheint und es weht eine leichte Brise.

Zum Glück habe ich gestern noch Wack-MC-Spray gekauft. Jene krabbeln nämlich nachts immer unter der Wohnungstür hindurch und sitzen dann neben dem Klo oder in der Dusche. Es ist widerlich, wenn sie einen morgens anstarren. Meist zerdrücke ich sie dann mit einem Stück Toilettenpapier und spüle sie im Klo herunter. Sie sind größtenteils kraftlos und nicht so flink. Keine Ahnung wer sie im-

mer ins Treppenhaus lässt. Vermutlich kommen die irgendwo aus dem Keller, ich nehme an Kool Savas hat dort mal hingewichst.

So, der Text ist abgetippt und gleich verschickt. Ich habe Sodbrennen und neue Socken an. Mache mir jetzt Frühstück. Immer wenn der Deckel der Marmelade nicht ganz zuge dreht ist, hört man aus dem Kühlschrank Discobeats und Partyrhymes. So auch heute. Das ist der Nachteil an echter HipHop-Marmelade.

Gegen die Weakness esse ich immer Hardcore-Brot aus Vollkorn. Das macht die Reime bretthart und sehr gehaltvoll. Wenn ich Toast esse, merke ich das ziemlich schnell. Die Reime werden labberig und bleiben auch nicht hängen. Da hilft dann auch keine feine Salami mehr. Die bringt sonst immer



die Phaedness in die Texte hinein. Bei grober Wurst ist die Phaedness offensichtlicher, bei feiner verborgener und unterschwelliger.

Ach ja, die gute alte Phaedness. Aber wie bei allem, muss man auch hier auf-

passen. Viel Fett macht zwar fette Rhymes, aber dadurch werden die Zeilen immer träger und unbeweglicher. Sobald die Raps dann mal etwas länger durchhalten müssen, fangen sie an zu schwitzen und stinken ab. Sportwetten Volk ...



DU WIRST GELESEN!

Texteinsendungen an `info[youknowit]parsimonie.de`

Hinweise zu Texteinsendungen auf: **www.parsimonie.de**



Impressum

SEITE 54

Herausgeber:

Fabian Bross, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

ISSN: 2194-1505

Redaktion:

Fabian Bross, Lisa Forster, Lisa Hönig, Elias Kreuzmair, Markus Michalek, Philip Pfaller

Gestaltung/Titelbild:

Fabian Bross

Anschrift:

Markus Michalek
Schellingstr. 48
80799 München

Hinweise zu Texteingaben findet ihr auf: www.parsimonie.de, [info\[youknowit\]parsimonie.de](mailto:info[youknowit]parsimonie.de)

Für den Inhalt der Texte (bzw. Fotos) sind die jeweiligen Autoren verantwortlich.

